In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 31. Posen, den 30. Juli 1927. Nr. 31.

Krasputin

der Wundertäter.

Der Roman eines Abenteurers von Reinhold Eichacker.

7. Fortsetzung.

„Was macht es denn, ob ich den Leuten erzähle, daß du mal Lenin seinen Tod prophezeit hast? Wenn sie es so wollen. Für uns ist es doch ganz egal, ob das nun der Lenin oder sonst irgendwer war. Und ob du das oder sonstwas anderes gesagt hast. Wie du's doch in Wirklichkeit öfter gemacht hast. Die Leistung an sich, die ist doch ganz die gleiche, nicht wahr? — Für die Leute, die immer erst Bluff nötig haben, bevor sie den anderen Mitmenschen achten, ist aber der Unterschied ein ganz enormer."

In Krasputins Zügen lag freudiges Lauschen. Er war immer mehr überzeugt, daß der Freund doch im Recht war.

„Sieh!" folgerte Ahrenberg väterlich ratend, „solange du für jede harmlose Lüge als Gegenwart solch eine wirkliche Leistung aus eigener Kraft einmal ausgeführt hast, kannst du mit dem besten Gewissen verlangen, daß man alles glaubt. Für uns, die wir geistiger, wissender sind als die übrigen Menschen, sind Aeußerlichkeiten wie andere Namen und andere Orte ja gar nicht vorhanden. Wir passen sie an, um die höheren Ziele, für die du bestimmt bist, dadurch zu erreichen. Wir sind ja nicht schuld, daß die Menschen noch so unvollkommen und sensationshungrig gesinnt sind. Wir richten uns nur nach den Notwendigkeiten. Wir gründen uns stets auf dein wirkliches Können und haben die höheren Ziele im Auge. — Ja," machte er lebhaft, „das wäre natürlich schon ganz etwas anderes, wenn du keine mystische Kraft in dir hättest. Wenn du nicht selbst wüßtest, daß du anders bist als die anderen Menschen. Doch so —"

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Aus der Tür kam eilig der Nachtportier und zog die Mütze.

„Bist du überzeugt?" fragte Ahrenberg lauernd, als er ihm die Hand gab.

„Ja!" dankte ihm Krasputin mit hellem Glanz in den tiefblauen Augen. „Tu, was du für recht hältst. Du hast die Erfahrung."

*

Tanzendes Sonnenlicht zwischen den Bäumen, leicht klappernder Hufschlag in raschelndem Herbstlaub, gleichmäßiges Knarren des Leders, vereint mit dem Klingen der Bügel . . . Ines van Hoogh sah lächelnd nach ihrem verstummten Begleiter, der neben ihr durch den lichttrunkenen Wald ritt. Sie liebte dies Schweigen an Mattertons Wesen. Er schien dann in anderen Welten zu leben und träumte mit merkwürdig leuchtenden Augen ins Weite, das grenzenlos, lockend und fern vor dem Blick lag.

Er ritt schon zum zweitenmal in solchen Träumen. Dabei war sein rassiges Kämpfergesicht gestrafft und gespannt, und sein herrischer Mund schien noch schmäler als sonst.

„Sind Sie in Gedanken schon wieder beim Wettkampf?" fragte sie, ihn erweckend. Er zuckte zusammen. „Verzeihung. Ich träumte."

Ein offenes Lachen durchsonnte sein Antlitz und machte es weicher.

„Sie blickten so wild drein, als sähen Sie irgendwo wieder ein Ziel, das erkämpft werden müsse, selbst gegen die Hölle. Sie haben dann ganz harte, eiserne Backen und halten den Kopf hoch und fast unbeweglich."

„Ah!" schmunzelte er. „Wie Sie alles beachten und . . . fast richtig deuten! Vielleicht sehe ich solch ein Ziel. Wer kann's wissen?"

Er trieb seine Stute zu schnellerer Gangart, als wolle er weitere Fragen verhindern. Auch Ines ließ ihrem Pferd freiere Zügel. Der Rappe warf schnaubend den Kopf in die Sonne und biß in die Trense. Er drängte unruhig und kraftvoll nach vorn und scheute gleich vor einem springenden Hasen.

„Ein wenig mehr Faust!" mahnte Matterton prüfend. „Der Rappe hat jetzt schon fünf Tage gestanden und ist dadurch närrisch. Im Herrensitz wäre er leichter gewesen."

„Pah!" lächelte Ines. „Das macht mir ja Freude, wenn er so ins Zeug geht! Dann fühlt man erst richtig den eigenen Körper. Die tierische Kraft durch den Menschen gebändigt. Hei — ich möchte heute, ich weiß nicht was, tun! Mir ist so, als müsse ich Bäume erklettern, die Welt auf den Kopf stellen!"

„Stellen Sie doch!" meinte er und umfing mit den lachenden Blicken den biegsamen Körper, der sich schwebend senkte und hob wie im Tanze.

„Ein Wettrennen?"

„Nicht!" warnte er —, „mit dem Rappen . . ."

Sie hörte nicht und strich dem Tier die Peitsche leicht über die Weichen. Es wieherte laut und sprang gleich zum Galopp an.

„Los! Kommen Sie!" lockte sie über die Schulter. Mit wenigen Sätzen war er ihr zur Seite.

„Ich bitte Sie! Seien Sie vorsichtig heute. Sie reiten nur Trense. Da sehen Sie selbst, wie das Tier immer aufpullt. Wenn er Ihnen durchgeht, ist er nicht zu halten."

„Geht aber nicht durch. Bringe ihm schon den Kopf hoch."

Sie zog ihm die Peitsche kurz über den Nacken und riß ihm den Kopf hoch. Er schlug heftig aufwärts und sprang quer zur Seite. Dann warf er sich mit voller Wucht auf die Trense und jagte in voller Karriere nach vorne . . .

„Nachgeben! Nicht reißen!" schrie Matterton mahnend. Sie hörte ihn nicht mehr. Der Rappe schoß über den moosigen Waldweg, quer über die Lichtung zur Brücke hinüber.

Rolf Matterton gab seiner Stute die Sporen und hob sich im Bügel. In sausender Fahrt nahm das Tier die Entfernung, doch kam es dem rasenden Rappen nicht näher. Noch kämpfte die Reiterin um ihre Herrschaft. Rolf sah, wie sich Ines im Sattel zurückwarf und mit voller Kraft ihre Zügel emporriß. Der Rappe schlug plötzlich den Kopf in die Höhe und rannte, die Nüstern

nach oben, im Kreise. Dann pullte er wieder wie toll auf die Trense und sprang schnaubend mit allen Vieren zur Seite.

„O Gott!“ machte Rolf, unwillkürlich erschrocken. Die Reiterin hielt sich nur mühsam im Sattel. „Der Sattel rutscht!“ fuhr es Rolf heiß durch die Seele. „Los!“ knirschte er, Sporen und Peitsche gebrauchend.

Die Waldwege jagten aufrauschend vorüber. Das Moos rollte sich wie ein Teppich nach rückwärts im Ansprung der Hufe. Rolf lag mit gebogenem Rücken weit vorwärts. Er stand fast im Bügel. Sein Blick saugte sich an den Rappen da vorne, der langsam, doch deutlich Entfernung verloren . . . Hundert — neunzig — achtzig Meter trennten Rolf noch von dem rasenden Tiere . . . Die Stute stob schaumige Flocken und schnaubte . . . Rolf fühlte die Nässe am Halse des Braunen.

Er kam immer näher — in langsamen Rucken — es schien ihm endlich . . . Sein Mund war gepreßt, alles an ihm war Spannung, Sprung, Wille, Empörung. Da schnellte er hoch . . . Vor ihm machte der Rappe auf einmal zwei Sprünge, dicht hintereinander . . . Er hörte, wie Ines van Hoogh leise aufschrie . . . Zur gleichen Zeit sauste auch schon seine Stute flach über zwei Gräben. Im Felde dahinter hing Ines fast hilflos quer auf ihrem Pferde. Sie hielt noch die Mähne, doch rutschte der Sattel beängstigend abwärts . . . Der Gurt war gerissen. Wenn er ganz herabglitt, dann hing Ines wehrlos im Bügel und mußte geschleift werden . . .

„Herrgott im Himmel!“ schrie Matterton fiebernd. Es war wie ein Stöhnen. Vor seinem Blick brannte das Bild eines qualvollen, furchtbaren Todes, das Bild eines Weibes, das er, wie er in diesem Augenblick wußte, so liebte wie keine der zahllosen Frauen, die er schon begehrte . . . Er fühlte nichts, sah nichts mehr, was um ihn vorging — nur dort dieses Eine — die kämpfende Frau auf dem jagenden Rappen, der plötzlich heranwuchs als nachtschwarzer Schatten . . . Er streifte ein Kleid, jagte in gleicher Höhe — sekundenlang — neben dem schnaubenden Kopf eines wütenden Tieres — er fühlte in seiner Faust flatternde Riemen — griff wild in zwei Zügel — sah noch, wie sich Ines am Sattelgurt festhielt . . . Dann prallte er mit einem Schatten zusammen, der ihn fast nach vorn warf . . . Der Zügel schnitt tief in die blutende Rechte . . . In greifenden Sprüngen hielt er mit der Stute dicht vor dem zusammengebrochenen Rappen. In einem Satz war er am Boden bei Ines und zerrte sie mit aller Kraft aus dem Bügel.

Sie lag einen Augenblick, bleich und ermattet, schwer in seinen Armen. Ihr Atem flog. In ihren suchenden Augen stand noch das Entsetzen. Vor Matterton senkten sich allmählich die Nebel. Sein Blut ebbte wieder zum Herzen und gab ihm den Blick frei. Er fühlte den biegsamen Leib der Geliebten dicht an seinem Körper, vernahm ihren Herzschlag. Ihr schönes Gesicht blühte ihm bleich entgegen mit offenen Lippen, in schmerzlicher Frage . . .

Ganz langsam sank er diesen Lippen entgegen . . . Sie schloß leicht die Augen in wehrlosem Schauer. — Da riß sich Rolf aufwärts und preßte den Mund zu in eisernem Wollen.

„Nein!“ wehrte sein Stolz ihm. „Nur jetzt keine Feigheit! Nur jetzt nicht erzwingen, was ihr später leid ist! Ein Matterton raubt keine wehrlose Beute.“

Behutsam nahm er Ines auf beide Arme und trug sie zum schattigen Waldrand hinüber. Dann fing er die Stute, die schon wieder Gras fraß, und band ihre Zügel leicht an einen Stamm fest. Der Rappe lief ungefragt an ihre Seite. Rolf nahm ihm die Trense und pflockte ihn ruhig an Wurzeln des Bodens, nach Art eines Gauchos. Dann ging er befriedigt zu Ines hinüber.

Sie lag mit geöffneten Augen im Moose und streckte ihm langsam die Hände entgegen.

„Dank!“ sagte sie leise mit herzlichem Ausdruck. „Es war wohl sehr schlimm, — wie?“

Er preßte die Lippen fest auf ihre Hände und ließ sie sekundenlang auf ihnen ruhen.

„Ich möchte die letzten Minuten des Rittes nicht nochmals erleben!“ bekannte er ernsthaft. „Ich fühlte mich niemals so machtlos wie eben.“

„Sie Starker!“ gab sie ihm ergriffen zur Antwort. „Ich gab keinen Pfennig mehr für meine Rettung, als ich fühlte, wie sich der Sattelgurt löste. Geschleift werden — schrecklich!“

Bevor er es abwehren konnte, ergriff sie die Hand ihres Retters und küßte sie dankbar.

Er zuckte zusammen. In seinem Blick wirbelten rötliche Punkte. Dann war er schon ruhig. Er legte sich neben sie lang auf das Waldmoos. Minutenlang sprachen sie beide kein Wort mehr. Ihr Herz war zu voll von dem eben Erlebten, von Wünschen und törichten Fragen ans Schicksal. Ueber ihnen rauschten die Wipfel der Bäume ihr Lied, das sie schon vor hundert Jahren gerauscht. Kleine Käfer krabbelten lautlos und schnell an Halmen und faulenden Aesten herum. Ein Raubvogel zog seinen Kreis durch die Luft. Der Kuckuck rief ohne Ermatten weitab seinen lockenden Schrei. — Die Sonne lag warm auf dem herbstlichen Laub, aus dem ab und wieder ein Blatt ohne Laut in schwebendem Fluge zum Waldboden sank . . .

„Rolf!“ sang es in ihr. „Ines!“ klang es in ihm. Doch schwiegen sie beide und warteten stumm auf etwas, das namenlos vor ihnen stand und ihnen die durstenden Lippen verschloß. Irgendein Etwas, ein Rätsel, ein Schicksal. Sie wußten es nicht . . .

„Wie lange kennen wir uns jetzt schon?“ fragte Ines ganz leise. Es war wie ein Hauch.

„Zehn Tage!“ Er räusperte sich. Seine Stimme war tonlos.

Sie nickte nur leicht.

„Es ist mir, als kennten wir uns eine ewige Zeit!“ Ein träumendes Lächeln lag um seinen Mund.

„Vielleicht ist es so. Nur wir wissen es nicht. Ines — Sayda! Oft wenn ich Sie ansehe, ist mir so, als stehe ein junges Weib vor mir auf — ein Mädchen ans Indien. In ihrem Blick, ihrem Gang und dem Ton, der Klangfarbe ihres Organs war etwas, das mich stets erinnert. Ich weiß nicht, warum . . .“

Sie lauschte nur stumm. Ein wehes Gefühl saß in ihrer Brust. Sie fühlte den Herzton, als er zu ihr sprach. Und dieser Ton galt einer anderen Frau . . .

„Erzählen Sie!“ bat sie und drehte den Kopf in den Schatten zurück.

Er sah mit den träumenden Augen hinauf in das Blättergewirr und atmete schwer.

„Die Erzählung ist kurz,“ sagte er ohne Klang. „Sayda war die Tochter eines Inders. Kaum Weib, noch ein Kind. Schwarzäugig und schlank. Die mattgelbe Haut ihres zierlichen Leibs kaum von Tüchern verhüllt. Die junge Brust und beide Arme stets frei. Sie zählte zum Wüstenstamm der Goitai. Ich kam in ihr Zeltdorf nach endlosem Ritt durch Wüste und brennendes Felsengewirr. Den Tod durch Verdursten stets hinter mir her. Doch hörte ich, daß dieser Wüstenstamm noch an Ursitten hing, die merkwürdig sein sollten. Das zog mich an. Selbst Fakire sprachen voll Ehrfurcht davon. Man schrieb diesem Wüstenstamm Wunderkraft zu. Unheimliche Kräfte von Telepathie, von Hellseherei und von weißer Magie. Das reizte mich zu diesem Ritt. Unterwegs verlor ich allmählich mein letztes Kamel. Der letzte Schlauch Wasser war schließlich verbraucht. Mit mir war es aus, wenn kein Wunder geschah. Ich lag schon in Fiebern, verdurstend im Sand — die wartenden Geier stets in meinem Blick. Das Wunder geschah . . . Ich wachte einst auf und lag bei dem Wüstenstamm, den ich gesucht. In einem kleinen, doch reinlichen Zelt. Neben mir — hockte ein Mädchen, fast nackt. Sayda. — Sie stieß einen leichten Schrei aus, als sie mich ansah, und beugte sich über mich. Ich war noch schwach und lächelte fragend. Dann sank ich von neuem in lösenden Schlaf.“

Er stockte ein wenig, als sinne er nach. Ein schmerzlicher Zug grub sich um seinen Mund. In Ines van Hoogh kämpften Spannung und Schmerz.

„Sayda pflegte mich gesund," fuhr Matterton fort. „Wir verständigten uns auf Hindostanisch, oft auch nur durch Zeichen. Wir liebten uns sehr. — Die Leute des Stammes nahmen mich freundlich auf. Es waren schöne Gestalten darunter, doch andere wieder von dürrer Figur und fanatischem Blick. Sie saßen tagsüber im glühenden Sand und quälten sich auf alle denkbare Art. Das waren die Heiligen aus diesem Stamm. Sayda war, wie ich erst später erfuhr, das Kind eines Fakirs von mächtigem Ruf. Mehrere der Männer konnten auch ein wenig Englisch. Sie hatten vor Jahren Benares besucht, die Tempelstadt, die allen Wahnsinn und auch allen Zauber der Welt in sich birgt. Stundenlang sprachen sie in mancher Nacht von Europa mit mir. Ich mußte erzählen, und sie hörten zu. Versuchte ich aber, durch sie etwas von ihrem eigenen Stamm oder gar ihren mystischen Bräuchen zu hören, verstummten sie gleich mit abweisendem Blick. Ich fragte Sayda. Allmählich erfuhr ich, daß in kurzer Zeit, vielleicht in zehn Tagen, ein Fest ihres Stammes in den Bergen sein werde. Mehr wußte sie nicht. Oder sagte es nicht. Sie wich stets mit ängstlichen Augen zurück, wenn ich danach fragte.

(Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Schachspieler.

Novelle von Paul Kirchhoff.

In dem Spielraum des Gasthofes, in dem sich allabendlich die Schachspieler der Stadt versammelten, trat eines Tages ein Fremder, der durch sein Aeußeres einige Aufmerksamkeit erregte. Er war mit erlesenster Sorgfalt gekleidet, bewegte sich, leicht hinkend, an einem Stock von kostbarem Ebenholz und trug das schwarzglänzende Haar tief in die Stirn gescheitelt. Am kleinen Finger seiner linken Hand blitzte ein großer Brillant, der bei jeder Bewegung einen blendenden Sprühregen köstlich bunter Funken warf.

Der Fremde setzte sich nach einigem Zögern an einen Tisch, an dem bereits ein Schachspieler irgend eines Partners harrte. Man einigte sich rasch auf ein Spiel; doch bat der Fremde mit höflicher Bescheidenheit, die schwarzen Steine führen zu dürfen. Der Einheimische, ein gewiegter und erprobter Turnierspieler, eröffnete das Spiel mit jener behutsamen Sorgfalt, die er Unbekannten gegenüber stets zu beobachten pflegte. Gleichwohl zuckte bald ein kaum merkbares Lächeln nachsichtigen Mitleids um seine Mundwinkel, als der elegante Führer der schwarzen Steine seine Verteidigung mit willkürlichen und zusammenhanglosen Zügen einleitete, die den unbeholfenen Anfänger zu verraten schienen. Das Spiel entwickelte sich denn auch rasch derart, daß die schwarze Dame von zwei Läufern und einem Springer hart bedrängt, in die Enge geriet und schließlich rettungslos verloren war. Allein, kaum hatte man sie vom Brett entfernt, als sich erwies, daß der Führer der weißen Steine trotz aller Behutsamkeit einer weitsichtig gelegten Falle nicht mehr entgehen konnte. Wenige Züge seines Gegners genügten, um ihn zu überzeugen, daß der Verlust der Partie unabwendbar war.

Nicht ohne leisen Mißmut in der Stimme bat der Unterlegene um ein zweites Spiel. Aber auch dieses ging nach ziemlich kurzem, spannendem Verlauf verloren. Mittlerweile hatte sich ein Teil der übrigen Anwesenden den beiden Spielern zugewandt. Ein dichter Kreis von Zuschauern, die ihre eigenen Spielbretter verlassen hatten, umdrängte den Tisch, an dem soeben der Erprobtesten einer aus ihrer Runde seine zweite Niederlage erlitt. Während sich der Fremde mit lässiger Liebenswürdigkeit dankend gegen seinen Partner verneigte, ging ein Raunen der Erregung durch die Reihen der Umstehenden. Man fühlte sich durch den raschen Doppelsieg des Eindringlings beunruhigt oder gar verletzt. Der Ruf der Stadt als einer bekannten Pflegestätte des geistheischenden Schachspiels war offensichtlich in Gefahr.

Allein, noch bevor sich die Erregung zu einem Beschluß verdichten konnte, trat, unscheinbar und mit linkischer Bescheidenheit, der kleine Meisterspieler hervor und forderte den Fremden mit leisen, schier verlegenen Worten zu einem Kampfspiel heraus. Wieder ging ein lebhaftes und erregtes Flüstern durch die verschiedenen Gruppen der Zuschauer. Dieser kleine Privatgelehrte, der nun die Figuren aufzustellen begann und dabei ohne das leiseste Anzeichen von Teilnahme den mächtigen, fast haarlosen Schädel über das Brett beugte, war erst vor Jahresfrist in die Stadt gekommen. Man wußte nicht mehr von ihm, als daß er Witwer war, sich durch Privatunterricht ernährte und mit einem vierjährigen Töchterchen in einer kleinen Wohnung hauste.

Kaum je sah man den Vater ohne das Kind. Es begleitete ihn auf seinen Gängen durch die Stadt und saß allabendlich, wenn er die Steine meisterlich über die schwarz-weißen Felder führte, an seiner Seite. Auch jetzt hatte es sich still neben ihn gesetzt und hielt die großen Augen unter blondem Lockengeringel forschend auf das gelblichblasse Gesicht des fremden Spielers gerichtet. Dieser trug unverwandt das schier erstarrte verbindliche Lächeln verhaltenen Selbstbewußtseins zur Schau. Nur zuweilen flatterte ein leiser Schatten fröstelnden Mißbehagens um seine schwarzen Brauen, als durchschauere ihn der große Kinderblick.

Indes führte er die schwarzen Steine, die er wiederum gewählt hatte, mit scheinbar lässiger Sicherheit, die von der peinlichen Gewissenhaftigkeit seines Gegners scharf abstach. Man war nach dem Abtausch der schwersten Figuren bereits über das Mittelspiel hinaus, und die Erregung der Zuschauer hatte ihren Höhepunkt erreicht. Denn wenngleich der kleine Gelehrte erst kurze Zeit in der Stadt weilte, so galt er, der hier nie ein Spiel verloren hatte, doch allen in diesem Augenblick als ihr berufener Vorkämpfer, dessen Erfolg oder Mißerfolg auch zugleich der ihre sein mußte. Gerötete Gesichter, in deren geschwellten Schläfenadern das Blut merkbar pulste, beugten sich auf gereckten Hälsen über das Brett. Das beklemmende Schweigen leidenschaftlicher Spannung wuchtete atemhemmend auf allen Gliedern. Nur zuweilen suchte sich dieser oder jener von der gestauten Siedehitze des pulsenden Blutes durch ein rasch verhuschendes Mienenspiel oder durch eine jäh abbrechende Geste zu lösen.

Da hob der kleine Meisterspieler aus tiefem Besinnen den mächtigen Schädel. Und während sich seine kahle Stirn entfaltete, sagte er laut und bestimmt: „In sieben Zügen matt!"

Mit hastiger Bewegung beugte sich der Fremde über das Brett, sann, in sich gekauert, eine kurze Weile, zog rasch und prüfte den Gegenzug. Dann fuhr er mit verzerrten Zügen jach in die Höhe und stieß, alle Verbindlichkeit der Formen vergessend, einen furchtbaren Fluch aus. Sogleich aber hatte er seine Fassung wiedergewonnen, und über das blasse Gesicht, aus dem die Nase wie ein kühner Geierschnabel hervorstieß, legte sich hurtig aufs neue die glatte Maske höflicher Beherrschtheit. Mit einer halblaut gemurmelten Entschuldigung zog er den Brillantring vom Finger und legte ihn auf den Tisch.

„Dies der Einsatz für das nächste Spiel!" sagte er laut, und seine Stimme, die nun zum erstenmal entschleiert aufklang, riß hell und scharf wie eine geschliffene Klinge durch das Schweigen.

Das seltsame Verhalten des Fremden hatte den Beifall, den man dem Sieger darzubringen versuchte, nur in kurzem Händeklatschen und einigen freudigen Ausrufen lebendig werden lassen. Jetzt einigten sich die Gegner rasch, und eine neue heiße Welle leidenschaftlicher Anteilnahme überflutete den Kreis der Zuschauer, der sich, inzwischen noch größer geworden, um den Kampftisch drängte. Der weite Gastraum war im übrigen nun völlig leer, die zahlreichen Spielbretter lagen verlassen.

Man sah, daß der Fremde diesesmal alle Kraft seines Geistes zusammengerafft hielt. Seine schwarzen Augen flackerten nicht wie zuvor gleichgültig durch den Raum; sie starrten gebannt und von hartem Willen in Haft gehalten auf das kleine Spielfeld, und eine tiefe Falte stand zwischen seinen Brauen. Es hatte den Anschein, als beabsichtige er, von maßlosem Ehrgeiz getrieben, den Kampf schon im Mittelspiel zur Entscheidung zu bringen. Er hatte einen kühnen und überaus scharfen Angriff eingeleitet. Und es schien, als müsse die Stellung der weißen unter dem ungestümen Anprall der schwarzen Figuren zusammenbrechen. Plötzlich jedoch änderte sich das Bild. Zwei überraschende Gegenzüge brachten den Vorsturm der Schwarzen ins Stocken.

In diesem Augenblick kroch das blonde Kind, das völlig unbeachtet seinen Platz verlassen hatte, unter dem Tisch hervor und schwenkte einen spiegelblanken Lackschuh in der Hand. und in jubelndem Triumph krähte das helle Stimmchen: „Ich hab' dem Onkel einen Schuh ausgezogen!"

Der freudige Kinderruf fand keine Beachtung. Denn zu gleicher Zeit hob der kleine Meisterspieler das mächtige Haupt und man sah, daß er, wie im voraufgegangenen Spiele, beabsichtigte, das Matt des Gegners anzukündigen. Allein auch der Fremde hatte seine bevorstehende Niederlage erkannt. In sinnloser Leidenschaft fuhr er empor, daß sein Stuhl polternd zu Boden fiel, und stampfte in rasender Wut mit dem Fuße auf.

Eine gewaltige Verblüffung bemächtigte sich der Anwesenden, als ihre Blicke durch dies fremde und abstoßende Verhalten unwillkürlich zu Boden gelenkt wurden: dieser vom Schuh entblößte Fuß, der dennoch polternd und hart auf die Diele fuhr, war ein klumpiges Gebilde, das, in einen grünseidenen Strumpf verhüllt, gleichwohl mit einem Pferdehuf große Aehnlichkeit zeigte.

Der Fremde übersah die Lage im Bruchteil eines Augenblicks. Mit wildem Griff riß er Hut, Stock und Schuh an sich und brach sich mit einem mächtigen Sprunge Bahn zur Tür, die heftig pendelnd hinter ihm zuschlug. Zwei junge Leute, die ihm sofort nacheilten, konnten in den dunklen Straßen keine Spur mehr von ihm entdecken.

Der vorlaute Stadtreisende, der seit Jahren jedes Spiel mit dem Evansgambit eröffnete und dabei immer wieder die gröbsten Fehler machte, fand in dem erstarrten Schweigen zuerst die Regsamkeit der Zunge wieder.

„Meiner Treu!" — wandte er sich an den Meisterspieler, der sein Kind an sich gezogen hatte — „wenn wir nicht im zwanzigsten Jahrhundert lebte, würde ich sagen, Sie hätten den leibhaftigen Satan besiegt!"

Man lachte halb belustigt, halb befangen über diese Worte, um sich vom beklemmenden Bann der Stunde zu befreien. Den Stadtreisenden nahm man nicht ernst, zumal er überdies bestimmt behauptete, in unmittelbarer Nähe des geheimnisvollen Fremden deutlich spürbaren Schwefelgeruch wahrgenommen zu haben. Allein ein leises Gruseln blieb dennoch in der Runde, und an jenem Abend war keiner der Gäste mehr imstande, seine Gedanken zu einem Spiele zu sammeln. — — —

Den gewonnenen Ring aber schenkte der Meisterspieler andern Tags seinem Kinde. Der funkelnde Stein war, nach dem Gutachten eines Sachverständigen, ein sorgfältig geschliffener, aber ziemlich wertloser Simili.

Liebesleute.

Plauderei von Lotte Freymann.

Ein Gewitter zog herauf. Theo, sein Freund Erich und die schöne Ursula Krähhahn waren mitten auf der Landstraße. Kein schützendes Dach war weit und breit zu sehen. Erich zog die Mütze tiefer über die Ohren und marschierte tapfer drauflos. Theos Gesicht aber sah man an, daß er sich recht ungemütlich fühlte. „Was hast Du denn nur," fragte Erich erstaunt, „Du hast doch nicht etwa Angst vor dem Gewitter?"

„Für gewöhnlich freilich nicht," erwiderte Theo, „aber hier ist das etwas anderes! Fräulein Ursula ist so anziehend!"

Die Folge dieses Gewitters war, daß Fräulein Ursula sich mit dem anscheinend mutigen Erich verlobte; doch da sie ihn vor der Heirat auf Herz und Nieren prüfen wollte, bat sie ihre Freundin, die fesche Käti, mit Erich einen stimmungsvollen Mondscheinspaziergang zu machen, und ihn in einem passenden Augenblick zu bitten, sie zu küssen. Käti sträubte sich zwar ein wenig, weil es ihr allzu unweiblich erschien, doch dann siegte das Solidaritätsgefühl, und sie versprach der Freundin diesen Liebesdienst.

Am andern Tage, in aller Herrgottsfrühe schon, telephonierte Ursula die Freundin an: „Nun, Käti, hast du Erich um den Kuß gebeten?"

„Ja, das tut mir furchtbar leid, Ursel, daß ich dir mein Versprechen nicht halten konnte, aber ich hatte nicht die Möglichkeit dazu. Erich hatte mich längst schon geküßt, ehe ich überhaupt zu Worte kommen konnte."

Schweigend hängte Ursula an. Mit diesem Treulosen wollte sie nichts zu tun haben. Und ebenso konnte ihr diese Katze, die Käti, gestohlen bleiben. Sie verabschiedete ihren Bräutigam ohne weitere Umstände, kurz und schmerzlos sozusagen, durch einen Stadtpostbrief. Dann telephonierte sie den guten Theo an und verabredete mit ihm eine Bootspartie. Leider schien der Wettergott einen Groll auf sie zu haben, denn es kam eine tüchtige Brise, der See ging hoch und — das Boot kenterte. Theo konnte sich mit knapper Not an Land retten, indes die schöne Ursula von einem Boot, das glücklicherweise in der Nähe war, aufgefischt wurde. Zitternd vor Angst stand Theo am Ufer, als die Bewußtlose an Land gebracht wurde. Man bettete sie an den Strand, und einer der fremden Retter schlug vor, zunächst Wiederbelebungsversuche durch künstliche Atmung zu machen.

„Aber nein," schrie Theo sehr empört, „sie ist das Liebste, was ich auf der Welt habe, da dulde ich nicht, daß etwas Künstliches mit ihr gemacht wird. Für sie muß alles echt sein!"

Doch als Ursula wieder zum Bewußtsein kam, war Theo viel zu schüchtern, das erlösende Wort zu sprechen. Auch Ursula war nicht gerade in der Verfassung, an Liebe und Süßholzraspeln zu denken. Da sie zu schwach war, die Rückfahrt in die Stadt anzutreten, mußte sie im Gasthof untergebracht werden. Ihr Vater wurde telephonisch angerufen, und der gute Theo schlich wie ein begossener Pudel umher. Nach einigen Tagen aber war der unangenehme Eindruck der Bootspartie verwunden und Papa beschloß, mit dem Töchterchen zu ihrer Erholung eine Fahrt mit der Bergbahn zu machen. Da Theo nichts Besseres vorhaben konnte, fuhr er mit. Als sie am Ziel der Reise anlangten, flüsterte Ursula verschämt dem Vater zu: „Im Tunnel hat Theo mich geküßt!"

„Ja, warum hast Du denn das nicht gleich gesagt?" rief der Vater empört.

„Ich dachte, es würden noch mehr Tunnels kommen!" sagte Ursula errötend.

Der Vater brummte, wußte aber nun Bescheid und hatte gegen Theo als künftigen Schwiegersohn nichts einzuwenden. Er gab dem jungen Paar Gelegenheit zu stimmungsvollem Alleinsein und braute manche würzige Bowle, um den Zaghaften Mut zu machen. Endlich eines Abends platzte die Bombe. Theo bat ihn um die Hand seiner Tochter. Ursula gab ihr Jawort und Theos Glück kannte keine Grenzen. Er konnte von nun an sich nichts Schöneres denken, als Heiratspläne zu machen.

„Weißt du," sagte Ursula eines Tages, „du mußt aber sehr vorsichtig mit mir umgehen. Wenn du es nur nicht eines Tages bereust, mich geheiratet zu haben, denn ich habe so starkes Herzklopfen."

„Ach, das stört mich nicht, mein Liebling," sagte Theodor, „denn ich bin etwas schwerhörig!"

Neulich hörte ich, daß die Hochzeit unmittelbar bevorstehe.

Aus aller Welt.

Der Feldrittersporn. Der Feldrittersporn, der in seinem satten Lila so kräftig aus den ährenvollen Feldern herausleuchtet, galt den alten Griechen als Trauerblume, weil er im gleichen Augenblick, in dem der tapfere Ajax sich in der Verzweiflung selbst den Tod gab, dem Boden entsprossen sein sollte. Wegen seiner schönen blaulila Farbe war er in früherer Zeit als Kräftigungsmittel für schwache Augen sehr geschätzt. Man hing Kränze und Bündel aus Rittersporn übers Bett, um die heilsame Farbe gleich des Morgens beim Aufwachen vor Augen zu haben denn auch die getrocknete Blüte behält eine Zeitlang ihr warmes Blau. Gelehrte pflegten sich Bündelchen von Rittersporn sogar über den Schreibtisch zu hängen, damit die angestrengten Augen auf ihnen ausruhen konnten. Der Landmann, in dessen Acker der Rittersporn blüht, schätzt die schöne Blaufarbe allerdings nicht: der Rittersporn hat nämlich eine sehr unangenehme Eigenschaft, da ihm nicht, wie den meisten Ackerunkräutern die Sense den Tod bringt, sondern dabei nur der obere Teil seines Stengels fällt. Sobald aber nur ein kleines Stengelstümpfchen in der Erde geblieben ist, entwickeln sich rasch neue Triebe, und nach ein paar Wochen grünt und blüht der Rittersporn so üppig wie zuvor. Das ist auch der Grund, weshalb man auf den Feldern bis in den Herbst hinein, immer frisch blühenden Rittersporn findet.

Ein lyrischer Bubikopfschneider. Im uralten Städtlein Rothenburg o. Tauber hat sich jüngst ein „Haarkünstler" niedergelassen, der eine lyrische und humoristisch-satirische Ader besitzt; über seinem Ladeneingang findet man das nachfolgende gar nicht so üble und vielleicht auch in bezug auf Kundenwerbung zugkräftige Gedicht:

„Wohl manchem, dem es nicht gefällt,
Muß Haare lassen auf dieser Welt;
Doch hat's noch meinen Kunden allen,
Die sie bei mir gelassen, sehr gefallen. —
Vernehmt: ich schneide Haar und Bart
Jedem zum Schmuck nach Modeart;
Auch wasch' ich jedem gern den Kopf,
Dem klügsten und dem ärmsten Tropf;
Schneid' auch famos den Bubikopf!"

Jazz und Lebensalter. Auf dem Kongreß der amerikanischen Liga für Kindererziehung erklärte der Vorsitzende, daß das vielverschriene Jazz-Zeitalter ein gesundheitlich wertvolles Zeitalter sei. Die kurzen Röcke hätten den Gesundheitszustand der Frau nur gefördert und der Jazzrhythmus hätte viel zu einer schnelleren Bewegung der Damenwelt beigetragen.

Allerlei Wissen.

Amerikanische und europäische Ehegesetze. Der oberste Richter des Gerichtshofes von Chicago, Sabath, ist in Paris angekommen, um die französische Ehegesetzgebung eingehend zu studieren und Verwendbares als Anregung mit nach Amerika zu nehmen. Er sprach sich über die amerikanische Ehegesetzgebung sehr unfreundlich aus und verurteilte die Gewohnheit amerikanischer Ehepaare, sich nach Paris zu begeben, um sich dort scheiden zu lassen.

Erstbesteigungen in Kanada. Der amerikanische Bergsteiger und Geograph Dr. Ostheimer aus Philadelphia, der seit einiger Zeit in den Eisregionen Columbiens in Kanada Besteigungen macht, hat den North Twin mit 4000 Meter, den Mount Kitchener mit 3900 Meter und den Mount Stuttfeld mit 3800 Meter als erster bezwungen.

Etwas von Brieftauben. Die Zahl der deutschen Brieftaubenzüchter soll über 40 000 betragen, die Zahl der deutschen Brieftauben selbst etwa 2½ Millionen. Eine mittelgute Brieftaube durchfliegt in einer Stunde 70 Kilometer. Es gibt Brieftauben, welche aus Entfernungen von mehr als 1200 Kilometern nach ihrem Schlag zurückfinden.

Einkünfte von Jazzmusikern. Paul Whitemann, der bekannte amerikanische Jazzbanddirigent, hat bei verschiedenen Theatern in amerikanischen Städten eine Tournee von 44 Wochen abgeschlossen mit einem Gegenwert von 528 000 Dollar. Whitemann soll aber davon nur 264 000 Dollar bekommen, da das Orchester den Rest erhält.

Zigaretten und Geburtenziffer. Der Vorsitzende der amerikanischen Anti-Zigarettenliga, Dr. Kreß, erklärte in einem Referat auf dem diesjährigen Kongreß in Neu-Brunswick, daß das Zigarettenrauchen bei Frauen mit verantwortlich sei an dem Rückgang der Geburtenziffern. Solche Frauen seien nicht geneigt, die Beschwerden einer Mutterschaft auf sich zu nehmen und würden auch ihre Kinder zur Erziehung an andere weitergeben.

Fröhliche Ecke.

Gefährliche Schwärmerei. „Die herrlichste Musik ist doch das Rauschen der Segel . . ."

„Sag das ja keinem modernen Komponisten — sonst werden Bettücher auch noch orchesterfähig!" (Jugend.)

*

Auf dem Heimwege. „Was sagt Ihre Frau, wenn Sie so spät nach Hause kommen wie heute?"

„Kein Wort!"

„Wirklich?"

„Ja . . . acht Tage lang!" (Meggend. Blätter.)

*

Trost. „Sie sind aus Versehen mit aus dem „Blauen Hecht" hinausgeworfen worden?"

„Das macht nichts! Ich hatte doch noch nicht bezahlt." (Meggendorfer Blätter.)

*

Mimik. A.: „Was sagst du dazu, daß der Schlächter mir auf mein ehrliches Gesicht für fünf Mark Fleisch geborgt hat?"

B. (bewundernd): „Du bist ein vorzüglicher Schauspieler." (Fliegende Blätter.)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.